



# Feldzeitung

Riga, Mittwoch, 9. Juni 1943. Nr. 794

von der Maas bis an die Memel

## Paradies für Ostsoldaten?

Ablösung in der Normandie / Von Hauptmann Werner Stephan

Caën (Normandie), Anfang Juni.

Der starke Nordwestwind treibt die Wolken weit ins Land hinein. Von der historischen Zitadelle, die Wilhelm der Eroberer erbaute, schweift der Blick über fruchtbares normannisches Land. Mehr als unten in den engen Strassen der alten französischen Stadt spürt man hier oben den starken Salzgehalt der Luft. Die Kanalküste liegt dort irgendwo im Norden, nur einige Kilometer entfernt. Früher wäre an einem so schönen Frühlingstage mancher der Einwohner hinausgefahren und hätte in einem der hübschen Strandcafés von Riva Bella Austern geschlürft und seinen Aperitif genossen, während auf der Uferpromenade gut zurechtgemachte Mädchen promenierten. Heute sind die Küstenrestaurants grösstenteils gesprengt, und diejenigen, die noch stehen, sind verdrahtet, vermauert und vermint. Zwischen Betonbunkern, Geschützstellungen und Minenfeldern findet sich nur der deutsche Soldat zurecht, der hier, in den grossen Stützpunkten und den ringsum verstreuten kleinen Widerstandsnestern zu Hause ist. Dem französischen Bürger bleibt nur der immer wiederholte Seufzer: «Malheur la guerre.» Und damit steuert er einem der kleinen Altstadt-Lokale zu, die, im Schatten der riesigen Kirchen, auch am helllichten Tage so angenehm dümmrig sind. Die «Patronin» wird noch eine Flasche Bordeaux im Keller haben und auch noch einen «Suze» für die hier so wichtige und vielumsorgte Verdauung. So kann es doch noch ein ganz behaglicher Nachmittag werden — vorausgesetzt, dass nicht englische Flieger kommen und den Frieden, wie leider so häufig, stören.

Inzwischen marschieren Kompanien deutscher Soldaten durch die belebten Strassen der Stadt. Auch das ungeschulte Auge sieht, dass es sich um alte Krieger handelt. Die Uniformen sind abgebraucht, die Augen, die Falten um Mund und Nase lassen auf harte Erlebnisse schliessen. In der Tat: es ist eine Formation, die gerade aus dem Osten herangerollt ist, um hier, irgendwo im rückwärtigen Gelände, militärisch überholt, neu ausgerüstet und aufgefriescht zu werden. Was mögen diese Männer empfinden, die sich aus dem winterlichen Schlachtfeld von Orel oder Wjasma nun plötzlich in den vollerblühten Frühling der Normandie oder der Bretagne versetzt finden?

Der alte Krieger der Jahre 1914 bis 1918 wird die Frage nicht übermässig bedeutsam finden. Er hat den gleichen Wechsel vieler Kulturen erlebt, das zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Europa ganz eindeutig und stark von Westen nach Osten ging. Der hohen französischen Zivilisation stand in den ukrainisch-weissruthenischen Randgebieten des Zarenreiches eine kleinbäuerliche Primitivität gegenüber, die durch den luxuriösen Reichtum einiger Herrnsitze nicht ausgeglichen wurde. Die Genüsse, die unter diesen Umständen der alte Ostkrieger in den Kleinstädten und Dörfern Frankreichs oder Belgiens erleben konnte, wurden jedoch mehr als ausgeglichen durch die Leiden, denen er im entseelten und mechanisierten Grabenkrieg des Westens ausgesetzt war, während er in Russland etwas von der Urförmigkeit allen Kampfes erfahren hatte.

Heute, ein Vierteljahrhundert später, handelt es sich jedoch um völlig andere Probleme. Der deutsche Soldat, der aus der Sowjetunion nach Frankreich verlegt wird, kommt nicht aus der Primitivität in die Zivilisation. Er hat im Osten zweierlei sich völlig widersprechende Dinge erlebt: das Raffinement einer übersteigerten Technik und daneben das absolute Nichts. Neben der gigan-

tischen Kriegsmaschine in ihrer letzten Vollendung steht das Bündnis zwischen Nihilismus und Technik. Wer heute vom Donez an die Somme fährt, erlebt etwas gänzlich anderes als die ältere Generation vor 25 Jahren im gleichen Falle. Er gelangt nicht — wie damals — von einer niedrigen zivilisatorischen und technischen Ebene auf eine weit höhere, die sowohl in der privaten wie in der militärischen Sphäre spürbar wäre. Vielmehr erwartet er, aus dem Nihilismus der Sowjetunion, der dennoch eine raffinierte Kriegstechnik zu erschaffen vermochte, geradezu in das Paradies selbst zu kommen.

Sehr verständlich, dass der Gedanke an die Sommertage von 1940 an der Côte d'Argent oder in Burgund für den Ostsoldaten in der verlaunten Käte bei Rschew mitten im Winterfeldzug dieses oder des vergangenen Jahres etwas phantastisch Unwirkliches hatte. Nun ist der Traum für manchen in Erfüllung gegangen. Entspricht das, was er sieht und wiederfindet, seinen Vorstellungen? Die «douce France», das liebe Frankreich, ist schön. Wie spricht gerade das alte Bauernland der Normandie zu uns Deutschen! Wir lieben es mit seinen sattgrünen Wiesenflächen, auf denen prächtiges rotbuntes Vieh weidet, mit den sorgfältig beschnittenen blühenden Schlehdornhecken, dem goldenen Ginster und den Reihen von Weidenbäumen, die die einzelnen Grundstücke abgrenzen. Wie anmutig führen die Pappelalleen zu den Renaissanceeschlossern, die abseits der breiten, gut gepflegten Strassen liegen! Und wer empfindet nicht zunächst Behagen, wenn er die alten Städtchen wieder sieht mit ihren gewaltigen Kirchen und ihren stillen Winkeln?

Allein hier meldet sich zuerst der Zweifel: Ist es möglich, dass ein Leben so stagniert wie hier? Hier ist ja nirgends ein Haus mehr neu gebaut! Ja, in den Dörfern, die hier irgendwo der erste oder zweite Weltkrieg traf, ist mehr als eines verlassen oder verfallen. Überall spiegeln die grossen und die kleinen Siedlungen einfach den Zustand wider, in dem Frankreich in seiner grössten Zeit, vor über hundert Jahren, sich befand. So blieb das Leben um die «Grande Place» mit der

Mairie und dem «Café du Commerce» immer dasselbe. Die Eleganz wirkte mit ihren Spiegeln und Plüschsofas allmählich etwas angestaubt. Im Siegesrausch, vor bald drei Jahren, hat man das vielleicht nicht so genau gesehen. Auch standen damals mehr Speisen und vor allem mehr Getränke auf den Marmorplatten der Tische als heute. Und wer könnte nicht über Cointreau und Armagnac, über Champagner und Burgunder einige Mängel vergessen? Aber auch heute bietet das reiche Land mit seinen Salaten, feinen Gemüsen und vielfältigen Obstsorten, mit seinem Fisch-, Krabben- und Muschelfang, den auch die Engländer nicht zu zerstören vermochten, dem Gaumen Erhebliches.

Aber woran liegt es, dass der Soldat, der durch das höllische Feuer des Ostkrieges schritt, trotzdem für alles dieses nicht mehr die gleiche Begeisterung empfinden kann wie ehemals? Warum fällt ihm im Gegenteil so vieles auf die Nerven? Warum kribbelt es ihm, wenn die Männer tagelang angetan? Wenn es für sie nichts Schöneres gibt, als «die heilige Stunde des Absinthe» — wie Baudelaire sie genannt hat — abzuwarten? Und wenn danach die Gedanken nur noch dem Bett gelten, dem weichsten und bequemsten, das es auf der Welt gibt und das man nur mit dem gemauerten Ofen, der Familienlagerstatt des Ostens zu vergleichen braucht, um die ganze weite Distanz richtig zu ermessen, die zwischen hier und dort liegt?

Es ist klar, dass zwischen dieser gesenksrischen Zufriedenheit des Franzosen, die

(Fortsetzung auf Seite 2)



Bauer und Soldat: In einer Artilleriestellung wird das Land zu Ackerbau und Viehzucht ausgenutzt.

## Feindwaffen in U-Boot-Fesseln

Von Erich Glodschey

Im Krieg auf allen Ozeanen haben die Dreierpaktmächte unseren Feinden bereits grosse Verluste beigebracht. Eine Kriegsflotte, die als Kampfinstrument grösster Seemächte ausreichen würde, ruht auf dem Meeresgrund. Mehr als 21 Mill. BRT an feindlichem Handelsschiffsraum mit über 40 Millionen Gewichtstonnen wertvoller Fracht sind versenkt worden. Diese gigantischen feindlichen Verluste an Frachtern, Fahrgastdampfern und Tankern sind in erster Linie den deutschen Unterseebooten zu verdanken. Sie zwingen England und die USA dazu, einen grossen Teil ihrer Gesamtproduktion ständig nur als

«Torpedofutter» betrachten zu müssen, das wirkungslos in den Ozean versinkt. Neben dieser auf lange Sicht wirkenden Zermürbungsarbeit der Unterseeboote und neben der dadurch erreichten Einengung der operativen Bewegungsfreiheit Englands und der Vereinigten Staaten steht noch eine andere Seite der weltweiten Wirkung des Unterseebootkrieges, von der viel zu wenig gesprochen wird. Es ist die ständige unmittelbare Bindung feindlicher Kampfkraft und Waffen. Man kann während des Krieges da nicht mit genauen Einzelheiten aufwarten, denn der Gegner bemüht sich natürlich, über den ungewöhnlichen Umfang seiner Anstrengungen einen dichten Schleier zu breiten. Doch wir haben aus dem ersten Weltkrieg gewisse Vergleichszahlen über die riesigen Mengen von Rüstungsmaterial, die der Feind zusammen mit dem notwendigen Personal für die Bekämpfung der Unterseeboote bereitstellen muss.

Der englische Admiral Lord Jellicoe hat in seinen Kriegserinnerungen festgestellt, dass ausser über 300 Zerstörern und über 100 Hilfskreuzern und U-Boot-Fallen bereits im Dezember 1917 nicht weniger als 3084 englische Geleitfahrzeuge und Minensuchboote eingesetzt waren, um die britische Schifffahrt vor den Torpedos und Minen deutscher Unterseeboote zu schützen. Doch diese rund 3500 Kriegsfahrzeuge, die gegen damals 130—140 deutsche Unterseeboote aufgebaut waren, reichten noch keineswegs aus, obwohl weitere Tausende von amerikanischen, französischen und anderen feindlichen Kriegsfahrzeugen hinzuzurechnen waren. Deshalb waren laut Jellicoe auf den englischen und kanadischen Westküsten Ende 1917 noch über 100 weitere Zerstörer, 150 Kanonen- und Minensuchboote nach Art der heutigen «Korvetten», 800 Fischdampfer und Logger sowie 175 Fahrzeuge anderer Art, also zusammen 1225 weitere Kriegsfahrzeuge für die Unterseebootabwehr allein der englischen Kriegsmarine im Bau. Lord Jellicoes Ausserungen lassen also erkennen, dass die Zahl der Kriegsfahrzeuge aller

## Dorf mit eigener „Gerichtsbarkeit“

Extremes Beispiel holländischer Traditionsgebundenheit

Im Norden der Niederlande, nicht sehr weit von dem östlichen Ufer der ehemaligen Zuiderzee entfernt, liegt ein seltsames Dorf: Staphorst. Es unterscheidet sich rein äusserlich fast gar nicht von den Ortschaften der nächsten Umgebung, und man würde an Staphorst vorbeifahren, wenn es sich nicht durch die Gepflogenheiten seiner Einwohner im ganzen Land und über dessen Grenzen hinaus einen gewissen Ruf erworben hätte. Staphorst hat seine eigenen Gesetze und Bräuche, die es nun schon Jahrhunderte hindurch pflegt, und auf die es nicht verzichten will.

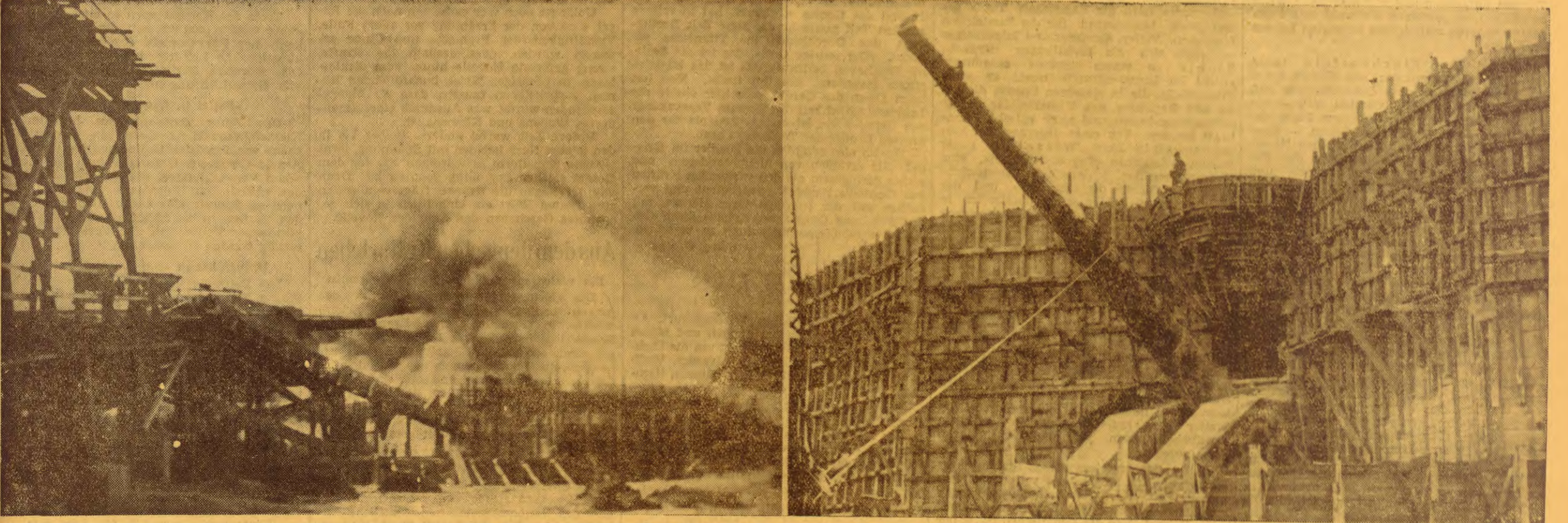
Wer Staphorst nicht kennt, tut gut daran, sich vor einem Besuch erst über die eigenartigen Gewohnheiten der Dorfbewohner zu unterrichten. Wage es als Fremder zum Beispiel nicht, die Kamera zu zücken, um das Staphorster Völkchen in der malerischen sonntäglichen Gewandung beim Kirchgang auf die Platte zu bannen! Wie gereizte Tiere stürzen sich in solchen Fällen die zuvor noch geruhlos dahinschreitenden Männer auf den ahnungslosen Fotografen, entreissen ihm den Fotoapparat und schleudern diesen in ein naheliegendes Wasser, das, wie überall in den

Niederlanden, fast immer zur Stelle ist. Oft muss aber der Bedauernswerte auch noch eine Tracht Prügel einstecken, oder er wandert selbst in das nasse Element. Um solche unangenehmen Erfahrungen reicher, hat schon mancher, der mit den harmlosesten Vorsätzen das Dorf betrat, Staphorst wieder verlassen müssen. Es ist ein wahres Glück, dass die Behörden das Fotografieren in den Staphorster Gefilden inzwischen verboten haben, so dass nun Ausschreitungen gegenüber ahnungslosen Besuchern der Vergangenheit angehören dürften.

Es ist jedoch nicht nur die Scheu vor dem Fremden, die dem eigenbrötlerischen Staphorster anhaftet. Er steht auch mit jeder Neuerung auf dem Kriegsfuss. Bei der Geburt eines Staphorster Kindes übernehmen die nächsten Nachbarn zunächst alle Kosten, die nun einmal mit der Ankunft jedes kleinen Erdenbürgers verbunden sind. Andere Bekannte stiften ein mächtiges Kuchenbrot, das jedoch nur dem Vater angeboten wird, da nach Ansicht der Staphorster die Mutter mit dem jungen Leben schon reich genug beschenkt worden ist. Auch bei Begräbnissen tritt die Nachbarschaft auf den

Plan, indem sie den Sarg mit dem Verstorbenen eigenhändig vom Sterbehaus zur Kirche und von dort auf den Friedhof trägt.

Das auffallendste Merkmal der Staphorster Tradition ist aber das uralte «Volksgericht», eine Art eigene «Gerichtsbarkeit», die nur für den Bereich des Dorfes gilt und bei verschiedenen Vergehen angewendet wird. Etwaige Sünder können vom Staphorster Volk zur Rechenschaft gezogen werden, allerdings nur dann, wenn die sträfliche Tat im Dorf verübt wurde. Namentlich in Moraldingen versteht der Staphorster keinen Spass. Wehe dem Jüngling, der es wagt, ein Mädchen, dem er die Ehe versprochen hat, im Stich zu lassen, um sich einer anderen Auserkorenen zu verschreiben. Ihm ist der Zorn seiner Mitbürger gewiss. Unter fürchterlicher Katzenmusik wird der Frevler bei starker Beteiligung der Bevölkerung auf einem alten Karren herumgeführt und schliesslich vor die Wohnung der ersten Geliebten gebracht, wo er vor den Augen der Menge seinen Fehltritt zu berichtigen hat. Heute kommt es allerdings auch vor, dass dem verlassenen Mädchen eine Strohpuppe vors Haus gehängt wird.



Die Front gegen England: Ein gewaltiges Festungssystem an der Kanalküste ist heute die Hauptkampflinie gegen England und die eiserne Rückendeckung für die kämpfenden Kameraden im Osten.

Ausgabe PE-Litton, PE-Kuhn und PK-Baert



Feindmächte, die im ersten Weltkriege für den Schutz der Handelsschiffe gebaut oder umgebaut worden sind, sich auf mindestens 7000 belaufen hat.

Auf diesen 7000 Kriegsschiffen der U-Boot-Abwehr im ersten Weltkrieg waren Zehntausende von Geschützen, Maschinenwaffen, Wasserbombenwerfern usw. eingesetzt. Dazu kam im Weltkrieg 1914/18 nach den Angaben des Admirals Lord Jellicoe der Einbau von 4407 Geschützen auf englischen Handelsschiffen, wozu sich noch weitere Tausende auf den Handelsschiffen anderer Feindmächte gesellten. Schliesslich wurden auch vor 25 Jahren schon zahlreiche feindliche Flugzeuge und Kleinflugzeuge (blimps) zum Geleitschutz sowie viele Bomber zu Angriffen auf die U-Boot-Stützpunkte in Flandern eingesetzt. Die ersten Flugzeugträger der Welt wurden 1918 ausdrücklich für den Schutz englischer Geleitzüge gebaut.

Alle diese Feststellungen zeigen, welche Riesensumme an Material mit dem entsprechenden Bedienungspersonal im Jahre 1914/18 durch die deutschen Unterseeboote gebunden worden ist. Selbst dieser „Materialkrieg“ aber hat vor 25 Jahren die erfolgreichen Unterseebootangriffe nicht verhindern können. Nicht diese feindliche Unterseebootabwehr ist es gewesen, die es England ermöglichte, am Rande des Abgrundes eben noch vorbeizukommen, an den die deutschen Unterseeboote eingestandenemassen bereits damals das mächtigste Inselreich gedrängt hatten. Vielmehr waren andere Gründe massgebend, insbesondere die Uneinigkeit und der Mangel an Entschlossenheit der damaligen Reichsregierung, die die Angriffswirkung des Unterseebootkrieges viel zu spät würdigte, dagegen zeitweilige Schwächen durch die feindliche Abwehr überschätzte und somit die Unterseebooterfolge nicht auszuwerten vermochte, während die U-Boote bis zuletzt am Feinde blieben. Wir wollen diesen Dingen hier nicht weiter nachgehen, denn es ist uns allen und der Welt bekannt, dass im nationalsozialistischen Deutschland Adolf Hitlers ganz andere militärische und politische Voraussetzungen geschaffen worden sind, um den Unterseebootkrieg sich im Rahmen der Gesamtkriegsführung auf lange Sicht voll auswirken zu lassen.

Was nun den Feind angeht, so versuchen englische Stimmen den Eindruck zu erwecken, als sei bei Kriegsbeginn die Unterseebootabwehr durch die englische Flotte nicht genügend vorbereitet gewesen. In Wirklichkeit trifft dies gar nicht zu, denn England hatte schon lange vor Kriegsausbruch die sofortige Einführung des Geleitzugsystems, die Bewaffnung der Handelsschiffe und die Bereitstellung zahlreicher Kriegsfahrzeuge und Flugzeuge zum Schutz der Geleitzüge vorgesehen. Dies gehört in das Kapitel der englischen Kriegsvorbereitung gegen Deutschland, das seinerseits durch das deutsch-englische Flottenabkommen freiwillig seine Seerüstungen begrenzt hatte. Die englische Admiralität war nicht unvorbereitet, sondern sie vertraute sogar fast auf das Ausmass und die Güte ihrer Abwehrmassnahmen. Das ging soweit, dass ein englischer Marineminister im Unterhaus erklärte, das Unterseeboot sei ein „extraordinäres Ärgernis des Seekrieges“ gewesen, denn dank der englischen Abwehrmittel könne es keine Rolle mehr spielen. Dennoch wurde zur gleichen Zeit die Zahl der Kriegsfahrzeuge zur Bekämpfung der Unterseeboote vermehrt, weil England auf alle Fälle sicher gehen wollte.

Bei Kriegsausbruch 1939 waren 175 englische Zerstörer fertig und 25 im Bau. Dazu kamen 45 Geleit- und Wachboote sowie 40 Minensuchboote fertig und viele weitere im Bau. Ferner waren 85 Fischdampfer und 24 Logger für die Unterseebootabwehr angekauft und bewaffnet worden, während eine weitere Anzahl besonders dafür gebaut wurde. Ausserdem waren auch 86 jener Kriegsfahrzeuge für die Unterseebootabwehr, die Churchill später „Korvetten“ getauft hat, schon im Sommer 1939 im Bau. Da England sich ferner auf die Hilfe von etwa 75 französischen Zerstörern und Torpedobooten und über 100 aktiven Geleitzugfahrzeugen verlassen konnte, war im September 1939 eine Knappheit an feindlichen Kriegsfahrzeugen zur Bekämpfung der Unterseeboote keineswegs zu verzeichnen. In kurzer Frist wurden die aktiven Bestände durch Tausende von Fischdampfern, Walfangbooten, Loggern, Jachten, Kütern, Motorbooten, Seeschleppern, Hilfskreuzern, U-Boot-Fallen usw. ergänzt, die in den Dienst der englischen Kriegsmarine traten.

Seit Kriegsbeginn also hatten die deutschen Unterseeboote, deren Zahl damals noch so klein war, dass die U-Boote im At-

# Reichsbahn „fährt auf Vorrat“

## Vor einem Jahre übernahm Staatssekretär Ganzemüller die Leitung der Reichsbahn

Die überaus schwierige Verkehrsbedingung der Ostfront im Winter 1941/42 zeigte der Führung, dass zur Überwindung derartiger Hindernisse neue Wege gegangen werden mussten. Der Mann, dem diese Aufgabe Ende Mai vorigen Jahres anvertraut und der mit der Führung des Staatssekretariats im Reichsverkehrsministerium beauftragt wurde, der Blutordensträger Dr. Ing. Albert Ganzemüller, hatte an einem sehr wichtigen Teil der Ostfront als Präsident der Hauptbahndirektion in Pottawa den ganzen Druck der Verkehrsschwierigkeiten im Winter 1941/42 zu spüren bekommen und unter Aufbietung aller Kräfte gegen Feindeinwirkung und schwerste Schneestürme, gegen Kälte, Wellen, die selbst die Eisenbahnschienen zerspringen liessen, gegen Bandenkrieg grossen Stills, und welche Schwierigkeiten sich ihm in der Überschneidungsperiode des Frühjahrs noch sonst entgegenwarfen, immer wieder den einzigen sicheren Verkehrsweg zur Front, den Schienenweg, mit seinen Eisenbahnen gesichert und, wo es notwendig wurde, selbst mit der Waffe in der Hand freigelegt, um wie es vorgekommen ist, vom Feind bedrohte Güterzüge zurückzuholen oder Scherwer-

wundentzige aus der Feuerzone oder aus feindlicher Umklammerung herauszuführen.

„Räder müssen rollen für den Sieg“, das war die Parole, mit der Staatssekretär Ganzemüller vor die Öffentlichkeit trat. Damit war für das gesamte deutsche Volk der Anstoss gegeben, der in den folgenden Monaten die Verkehrsprobleme populär machte und alle am selben Strang mitziehen liess. Die Verkehrsverhältnisse der beiden ersten Kriegsjahre hatten gezeigt, dass ohne eine zentrale Verkehrsleitstelle, die als autoritäres, übergeordnetes Gremium die Verantwortung für die Bestimmung der Reihenfolge der Verladungen und Transporte hat, der Verkehr in diesem kontinentalen Riesenraum nicht zu steuern ist. Reichsverkehrsminister Dr. Dormmüller hatte deshalb schon seit längerer Zeit den Wunsch nach der Einrichtung einer solchen Verkehrsleitstelle geäussert, und die Durchführung dieses Wunsches sollte die erste tragende Massnahme des neuen Staatssekretärs sein. In dieser zentralen Verkehrsleitstelle sind heute die Rüstungsindustrie und die sonstigen Bedarfsträger des Verkehrs namhaft vertreten. Die

Einrichtung hat sich hervorragend bewährt und wird auch in Zukunft beibehalten.

Der zweite tragende Gedanke des heutigen beschleunigten Verkehrs ist der Spitzenausgleich. Dr. Ganzemüller ist von Haus aus Energiefachmann und Spezialist für den elektrischen Bahnverkehr. Der in der Energieversorgung bekannte Gedanke des Spitzenausgleichs rege ihn an, diesen auch auf den Verkehr zu übertragen, um Verkehrsspitzen abzubauen und die sogenannten Verkehrstaler aufzufüllen. Durch energische Werbung bei der verladenden Wirtschaft und eine entsprechende Gestaltung des Fahrplanes gelang es, den Spitzenausgleich zu erzielen und die Wirtschaft zu veranlassen, in verkehrsschwachen Zeiten gewissermassen „auf Vorrat zu fahren“. In diesem Sommer soll die Möglichkeit des „auf Vorratfahrens“ noch gründlicher als im Vorjahre ausgenutzt werden, um besonders für die zusätzlichen Erntetransporte des Herbstes gerüstet zu sein.

Die Erfahrungen, die im verflossenen Jahr mit der Verzahnung der einzelnen Träger der Verkehrswirtschaft gewonnen worden sind, werden auch die kommende Friedenszeit ihre Bedeutung behalten und sichern gerade dem Kraftverkehrsweisen eine grosse Zukunft innerhalb der europäischen Verkehrswirtschaft. Auf diesen Grundgedanken aufbauend, erfolgte, wie oben schon angedeutet, eine grosse Anzahl von Sondermassnahmen, von denen in der Öffentlichkeit die Einführung des Prämienvorfahrens bei vorzeitiger Rückgabe von Güterwagen und die Bildung von Ladekolonnen, die den Verkehrtreibenden auf Anforderung als Ladehilfe zur Verfügung gestellt werden, bekannt ist.

Der Erfolg des verflossenen Jahres hat alle aufgewandte Mühe reichlich belohnt und hat gezeigt, dass die Bewältigung der Verkehrsaufgaben in einem totalen Kriege, wie er uns aufgezogen ist, ebenfalls eine der grossen Gemeinschaftsaufgaben des gesamten deutschen Volkes sein muss, und dass keiner absieht stehen darf, wenn diese Aufgabe wirklich mit Erfolg gelöst werden soll.

# Achtjährige Kinder bei der Nacharbeit

## Krassste Ausbeutung der Jugend in USA

Stockholm, 8. Juni. Die jüdisch-plutokratischen Industriellen der USA greifen in wachsendem Masse auf die Kinderarbeit zurück, um billige Arbeitskräfte zu erhalten. Es ist ihrem politischen Einfluss gelungen, in zahlreichen amerikanischen Einzelstaaten die Gesetzgebung zum Schutze von Kindern zu durchlöchern oder ganz abzuschaffen.

Das gilt vor allem für die grossen Industriestaaten des Ostens und für Kalifornien. Im Staate New York wird zur Zeit über einen Gesetzentwurf beraten, der die Beschäftigung von Kindern vom 12. Lebensjahre ab in Fabriken und Büros erlaubt. In den Parlamenten von fünf Staaten ist die Aufhebung des Verbots der Nacharbeit für Jugendliche beantragt worden. Im Staate Massachusetts wurde ein Gesetzentwurf eingebracht, der Kindern von 15 Jahren ab die Arbeit in Vergnügungselabements usw. bis Mitternacht gestattet. In Wirklichkeit ist aber die Industrie bereits in grösserem Umfang dazu übergegangen, ungesetzlich Kinder in ihre Betriebe einzustellen. Wie das zuständige Bundesamt mitteilt, hat die ungesetzliche Beschäftigung von Kindern im Laufe des Jahres 1942 um nicht weniger als 132% zugenommen. Kinder im Alter von 8-12 Jahren werden auch zur Nacharbeit herangezogen. Kinder von dem gleichen Alter müssen beispielsweise stundenlang in Kälteanlagen arbeiten, und zwar von 3-8 morgens; anschliessend besuchen sie die Schule.

### 83 Sowjetflugzeuge in zwei Tagen

Aus dem Führerhauptquartier, 7. Juni. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

#### Feindliche Angriffe am Kuban-Brückent

lantik sich an einer Hand abzählen liessen, gegen einen sehr grossen feindlichen Materialersatz zu kämpfen. Er ist seitdem von Monat zu Monat grösser geworden. Immer wieder versuchte der Feind, durch Konzentrierung bestimmter Waffen oder durch veränderte Geleitzugtaktik den fortwährenden U-Boot-Erfolgen zu entgegen, aber wenn gelegentlich die Kurve der Versenkungen feindlicher Handelsschiffe auch Wellentäler aufwies, so ging der Aderlass stets kräftig weiter. Die Unterwasserflotte des Grossadmiral Dönitz hat zugleich den Feind gezwungen, seine Abwehrmittel auf immer weitere Seeräume zu verzeteln. Im ersten Weltkrieg rechnete England die gefährliche U-Boot-Zone, wie jetzt in einem Aufsatz des Kapitän Grenfell gesagt wurde, bis auf eine Entfernung von 300 Seemeilen von der englischen Küste. Von da ab konnten im allgemeinen die Handelsschiffe ohne Geleit weiterfahren. Heute gibt es Geleitzüge nicht nur im Seeraum von England, sondern sie müssen über den ganzen Nordatlantik verkehren, aber auch an der Küste der USA, im Karibischen Meer, im Südatlantik, an den Küsten Afrikas und bis in den Indi-

kopf und südlich des Ärmensees wurden erfolgreich abgewehrt.

In der vergangenen Nacht griffen starke Kampflegierungen erneut die Industriewerke der Stadt Gorki an. Bei guten Sichtverhältnissen wurden zahlreiche Bombenvolltreffer in den Werkanlagen des bedeutenden Rüstungszentrums erzielt. Ein Flugzeug wird vermisst.

Die Luftwaffe versenkte vor der Kaukasusküste zwei feindliche Schnellboote und einen Unterseebootjäger.

Am 5. und 6. Juni wurden an der Ostfront 83 Sowjetflugzeuge vernichtet.

Schnelle deutsche Kampfflugzeuge griffen gestern im Tiefflug kriegswichtige Ziele der südeuropäischen Hafenstadt Eastbourne mit sichtbarem Erfolg an.

#### Familienunterhalt in den Ostgebieten

Berlin, 8. Juni. Nach einer im Verordnungsblatt des Reichsministers für die besetzten Ostgebiete vom 2. Juni veröffentlichten Verordnung über die Gewährung von Familienunterhalt in den besetzten Ostgebieten erhalten die in den besetzten Ostgebieten wohnhaften Angehörigen von deutschen Staatsangehörigen und Volksdeutschen, die in der Wehrmacht oder im Reichsarbeitsdienst leisten, zur Sicherung ihres notwendigen Lebensbedarfs Familienunterhalt. Auch die Angehörigen nichtdeutscher Landeseinwohner, die sich zur freiwilligen Dienstleistung in der Wehrmacht oder im Reichsarbeitsdienst befinden, wird, soweit sie nicht auf Grund der Sonderregelung von Dienststellen der Waffen-SS betreut werden, die gleiche Unterstützung gewährt. Die Verordnung tritt mit rückwirkender Wirkung vom 1. Juni in Kraft.

schen Ozean hinein. Da die deutschen Unterseeboote dank ihrer gewaltigen Reichweite, die durch den Einsatz von Unterseebooten noch erhöht worden ist, wirklich in jedem Seegebiet erscheinen können, muss der Feind auch überall die nötigen Abwehrmittel an See- und Luftstreitkräften bereithalten.

Was an feindlichen Kriegsschiffen, Flugzeugen und Waffen durch die deutschen Unterseeboote auf Seewegen von vielen tausend Seemeilen Länge ständig gebunden und von anderweitigem Einsatz gegen Deutschland ferngehalten wird, überschreitet also schon wegen des grösseren Ausmasses der Operationsgebiete die vom ersten Weltkrieg her bekannten Zahlen. Dies bedeutet eine Fesselung feindlicher Kampfkräfte und Waffen, wie sie im Seekrieg aller Zeiten ohne Beispiel ist. Trotz dieses ungeheuren Materialaufwandes, der zu härtesten Geleitzugschlächten führt, haben England und die USA den Angriffseifer der deutschen Unterseebootmänner nicht brechen können und werden ihn niemals brechen. Auch in Zukunft bleibt das Gesetz des Handelns im Seekrieg bei unseren Unterseebooten bis zum Siege.

# Paradies für Ostsoldaten?

(Fortsetzung von Seite 1)

keine Eile und keine Mühe kennen will, und der inneren Haltung des nach dem Westen zurückgekehrten Ostkriegers das gewaltige Erlebnis des europäischen Daseinskampfes liegt. Der deutsche Soldat weiss gute Getränke und schöne Betten sicherlich auch zu schätzen, wie er auch die nervenberuhigende Wirkung des Angelportes zu ihrer Zeit anerkennen wird. Wenn sein französischer Wunschtraum aus der verwanzten Hütte von Rschew sich trotzdem nicht in vollem Glanz verwirklichte, so liegt das nicht allein daran, dass stets die Sehnsucht schöner ist als ihre Erfüllung. Der deutsche Soldat ermisst heute instinktiv die volle Spannweite, die Europa zwischen dem Donezgebiet und der Bretagne darbietet. Er vereint in sich die ganze Gegensätzlichkeit zwischen der Idylle des Westens und der Brutalität des von den Sowjets organisierten östlichen Raumes. Er kann heute nicht einfach geniessen wie damals nach dem Kampf von 1940 und wie später einmal nach dem Endsieg. Er versteht jetzt vielleicht noch besser als zuvor die Herrlichkeit des tausendjährigen Wunderbaues von Mont St. Michel und die ganze Grossartigkeit der ehrwürdigen Kathedrale von Chartres. Aber er weiss auch, dass der überlieferte zweijährige normannische Bauernkern neben dem Traktor der Ukraine nicht bestehen kann. Und er sieht, dass die alte Renault-Fabrik von Le Mans neben den Charkower Werken keine Existenzmöglichkeit mehr hat, weil sie in der Entwicklung stecken geblieben ist. Der technische Nihilismus des Ostens mag räumlich weit entfernt erscheinen, zumal der deutsche Soldat im Osten so beruhigend fest auf seinem Posten steht. Aber der nicht minder fremde Amerikanismus klopf laut und vernehmlich an die Tür. In Dioppe wie in St. Nazaire hat sich gezeigt, was aus diesen Landstrichen werden würde, wenn nicht die deutschen Soldaten schon gleich die erste Annäherung der feindlichen Landungsverbände abwehren könnten. Im vierten Kriegsjahr bedeutet jeder deutsche Bunker, jede gepanzerte Geschützstellung für die französische Kultur

# Jüdischer Schieber-skandal in Washington

Berlin, 8. Juni. Washington steht im Mittelpunkt eines Kriegsgewinnler-skandals, der, wie der Washingtoner Korrespondent des „Evening Standard“ berichtet, selbst den Streit zwischen dem Präsidenten und dem Gewerkschaftsführer John Lewis von den ersten Seiten der USA-Zeitungen verdrängt hat. Ein Sonderausschuss des Abgeordnetenhauses hat sich mit der Affäre wohl oder übel befassen müssen und hat einen gewissen John P. Monroe vernommen, der natürlich ein Jude ist. Er heisst gar nicht Monroe, sondern Kaplan und ist aus Galizien nach den USA eingewandert. Monroe-Kaplan hat zugegeben, dass in dem Roten Haus in der R-Strasse, das er gemietet hat, üppige Gelage mit hohen USA-Beamten und nach Kriegsgewinnen hungrigen Fabrikanten stattgefunden hätten. Das Peinlichste an der ganzen Sache ist, dass sich auch der USA-Marineminister Knox an diesen Gelagen beteiligt hat.

Monroe versuchte sich als Vertreter von grossen Fabrikunternehmungen auszugeben, der sich bemühe, für seine Klienten Kriegsaufträge hereinzuholen. Er meinte, dazu müsse man schon gute Beziehungen zu hohen Beamten und Offizieren haben, sonst sei es bei den in Washington herrschenden Verhältnissen nicht möglich, auch nur einen Auftrag zu erhalten. Der Jude gestand weiter, dass er Konten bei zwei Washingtoner Banken unterhalte und monatlich dort 28 000 Dollar einzahle. Als man ihn fragte, woher er das Geld habe, antwortete er frech, das wisse er nicht, er habe ein schlechtes Gedächtnis. (1)

Interessant ist, wer bei dem Juden ein- und ausging. Marineminister Oberst Knox, der sonst nicht um Ausreden verlegen ist, konnte nicht umhin einzugestehen, dass er am 26. März zusammen mit seiner Frau bei Monroe gespeist habe. Natürlich nicht um Monroes willen, sondern weil er einen Freund dort habe treffen wollen, der aber merkwürdigerweise nicht gekommen ist. Auch der Chef der USA-Armee-Feldzeugmeisterei, Generalmajor Levin Campbell, gehörte zu den Gästen Monroes.

# KUNST UND KULTUR

## Wovon erzählen die Bücher im Kriege?

Wenn neun Autoren neun verschiedene Themen aufgreifen und auf neunfache Weise bewältigen, so gewinnen wir wohl eine Spiegelung unseres mannigfach bewegten Lebens im Kriege.

Ottfried Graf Finckenstein nennt sein Buch «Dämmerung»; ein Mensch kehrt heim und schreibt seine Lebensbeichte auf, wächst in unsere Zeit, wandelt sich — ein wenig plötzlich für den epischen Fluss der Handlung — und erfüllt sein Leben. — Hans Franck vermittelte uns mit seinen Novellen «Umgekippt» die heitere Seite des Daseins, im Kriege doppelt willkommen, und schliesst nun an seine ernste, verhaltene Novelle «Das letzte Lied» eine neue unter dem Titel «Die Schicksalsuhr» an, in der er erzählt, wie in wunderbar verborgener Weise ein kostbarer Besitz von Generation auf Generation mit den männlichen Erben verbunden bleibt und über alle Ferne den Lebensfaden knüpft. Dieser in ihrer Menschlichkeit und Ausgewogenheit künstlerisch überzeugenden Prosaarbeit steht zur Seite, wenn man so will, ein Erlebnisbericht des jungen Kriegsberichters und Journalisten Hans W. Henne, der in seinem der Waffenbrüderschaft mit den Finnen gewidmeten Buch «Strasse nach Kandalakscha» ein wirklichkeitsnahes Bild vom Kampfe in den Tundren und Wäldern, den Mooren und Sümpfen, der endlosen Weite Kareliens aus diesem Kriege aufzeichnet. Dass es ihm gelingt, mehr als eine Chronik zu geben, ist entscheidend für den Erzähler. Herybert Menzel hat in seinem «Siebengestirn» dem niederschlesischen Leben vor den Toren Breslaus im letzten Jahrzehnt ein Denkmal gesetzt. Politisches Erlebnis, menschliche Bedrängnis, kleinbürgerliche Nöte strömen zusammen und werden Dichtung, die ihrer Bildhaftigkeit wegen lebenswert ist. — Ins bauerliche Erlebnis, in Sitte, Art und Zucht weilt wiederum J. G.

Oberkofler mit seinem Roman von der «Flachsbraut». Wie im «Bannwald» und «Stierhorn» wird die Landschaft Tirols gesetzsmässig bestimmend für die handelnden Menschen. Tiefer, absoluter und inbrünstiger schliessen sich die Erzählungen Hermann Stahl zu einem Strauss zusammen. «Licht im Brunnengrund» nennt er seine Prosastücke, die in einzelnen Phasen die besondere Begabung des Westerbäder Autors aufleuchten lassen und seine epische Formkraft betonen. Von einer überragenden Einprägsamkeit ist Josef Wiesallas neuer Roman «Zwischen Tag und Traum», eine Dichtung aus der schlesischen Glasmacherwelt. Der Dichter der «Empfänger» und der «Udya» hat sich hier selbst übertroffen in der Zartheit und Gewalt, in dem epischen Fluss und der Geschlossenheit der Dreiecksgeschichte des Mannes zwischen zwei Frauen. Aber das Entscheidende ist eigentlich in die-

## Die Salzburger Kulturtag der H. J.

Die diesjährigen Kulturtag der Hitlerjugend in Salzburg wandten sich fast ausschliesslich dem Schaffen im Salzchagau zu. Zum grössten Teil wurden sie von der Jugend selbst gestaltet. Am Vortage führte eine Sprechschar auf dem buchen- und eichenbewaldeten Imberg die «Bauernführer» von Walter Flex auf, die mit nur geringen Kostümbetonungen jung und alt in ihren Bann zogen.

In den Morgenfeiern sprach Stammführer Fuchs auf dem Mönchsberg von der Grösse unserer Zeit. Karl Heinrich Wagner sang auf der Richterhöhe eine Lobpreisung deutscher Heimat. Von der soldatischen Härte der Gegenwart kündete Friedrich Wilhelm Hymen. Für wenige Tage von der Front in die Heimat zurückgekehrt, erzählte Hans Bau-

sem Roman die Melodie, das kaum Gesagte, das nur Angedeutete. Die Dämonie der Handlung, der Menschen, ist wie in der «Udya» mitreissend, nur episch gelöster noch und darum auch reifer. Der Titel ist eine Analogie zu einem Werke W. v. Molos und wird in einer zweiten Auflage noch geändert werden. — Heinrich Zerkaulen, dessen Beethovenroman «Musik auf dem Rhein» die Jugend des Genies schilderte, hat in seinem zweiten Teil nunmehr die hohe Zeit Beethovens, den Durchbruch ins Titanische geformt. «Der feurige Gott», das ist die Seele, die Beethoven beflügelt, das ist das künstlerische Ingenium, das ihn treibt. Man hat beim Lesen das Gefühl, dass hier ein in die Leidenschaftlichkeit des Themas Versunkener aus Urtiefen ein lebendiges Zeugnis für den grossen Bruder der Tonkunst abgab.

Wovon also erzählen die Dichter im Kriege? Sie erzählen von nichts anderem und nichts geringerer als den wirkenden Kräften aus Gegenwart und Vergangenheit und versuchen mit der Inbrunst ihrer Herzen, mit der Begabung ihres Schöpferturns ihren Gestalten symbolische Bedeutung zu verleihen.

Heinz Grothe

sem Roman die Melodie, das kaum Gesagte, das nur Angedeutete. Die Dämonie der Handlung, der Menschen, ist wie in der «Udya» mitreissend, nur episch gelöster noch und darum auch reifer. Der Titel ist eine Analogie zu einem Werke W. v. Molos und wird in einer zweiten Auflage noch geändert werden. — Heinrich Zerkaulen, dessen Beethovenroman «Musik auf dem Rhein» die Jugend des Genies schilderte, hat in seinem zweiten Teil nunmehr die hohe Zeit Beethovens, den Durchbruch ins Titanische geformt. «Der feurige Gott», das ist die Seele, die Beethoven beflügelt, das ist das künstlerische Ingenium, das ihn treibt. Man hat beim Lesen das Gefühl, dass hier ein in die Leidenschaftlichkeit des Themas Versunkener aus Urtiefen ein lebendiges Zeugnis für den grossen Bruder der Tonkunst abgab.

Wovon also erzählen die Dichter im Kriege? Sie erzählen von nichts anderem und nichts geringerer als den wirkenden Kräften aus Gegenwart und Vergangenheit und versuchen mit der Inbrunst ihrer Herzen, mit der Begabung ihres Schöpferturns ihren Gestalten symbolische Bedeutung zu verleihen.

Es kommt die Novelle

Von den «Aufgaben der Novelle, eine dichterische Aufgabe unserer Zeit» hören wir in einem kurzen Aufsatz Friedrichs Franz

von Unruhe, der in «Westermanns Monatsheften» erschien:

Wenn heute ein Stosstrupp unter der Leserschaft Vorliebe für die kurze Erzählung zeigt, so verrät er damit einen sicheren Instinkt: die Zielrichtung auf eine Kunstgattung, die der Zeit ganz besonders entspricht, auf die eigentliche und oberste Kunstform der kurzen Erzählung, auf die Novelle.

Unlängst noch war es beinahe noch die Regel, dass von der Erzählung vor allem Fülle, Vielfältigkeit der Probleme und Dinge erwartet wurden, dass deshalb die straffe, streng geformte Novelle hinter dem dickleibigen, in gehöriger Weise buchfüllenden Roman zurückstehen musste, dass als Mangel empfunden wurde, was Ausdruck eines gesonderten Willens und Könnens ist.

Unsere Zeit wertet anders. Selber bis in den letzten Nerv geladen mit Spannung, lernt sie eine Kunstform zu würdigen, die aus dem Gesetz solcher Spannung geboren ist. Denn wie der Bogen die Brücke, trägt vom ersten zum letzten Wort ein einheitlich in sich gespanntes Geschehen den Sinn der Novelle.

## Aus dem deutschen Kulturleben

Ein vielversprechender junger Komponist Das «Konzert für Orchester Nr. 1» des jungen badischen Künstlers Josef Scheib erlebte in Freiburg seine Uraufführung. Scheib legt in seinen drei Sätzen Wert auf glänzende orchestrale Gestaltung. Es war seine Idee, die Formprinzipien des 18. Jahrhunderts zu übernehmen und mit dem Geiste moderner Musik zu erfüllen, sie also mit dem in Vergleich zu jener Zeit viel grösseren Möglichkeiten unseres Orchesters auszustatten. Die Komposition ist mit grösstem Können geschrieben.

Neue Wagner-Dokumente

Der Chefdramaturg der bayerischen Staatsoper, Dr. Otto Heedel, hat kürzlich im Archiv des Nationaltheaters eine stattliche Anzahl von handschriftlichen Dokumenten entdeckt und zwar Briefe, Besetzungs- und Probenvorschläge Richard Wagners, Briefe

von Mitwirkenden, Aufzeichnungen Hans von Bülow's, Berichte des Intendanten Perfall an den König und daraufhin ergangene Entschliessungen Ludwig II. Die Dokumente beziehen sich sämtlich auf die Münchener Uraufführung der «Meistersinger von Nürnberg», die vor 75 Jahren, am 21. Juni 1868 im Nationaltheater stattgefunden hat.

Wieder Bolkenhainer Burgenspiele Trotz des Krieges wird es auch in diesem Jahre wieder möglich sein, die beliebten Bolkenhainer Burgenspiele durchzuführen. Die künstlerische Leitung hat wieder Intendant Otto Schwarz, Berlin. Der Spielplan enthält vier Neuaufführungen.

«Eselei in Groemliskirchen» Das Kölner Schauspielhaus brachte die Kleinstadtkomödie «Eselei in Groemliskirchen» von Friedrich C. Baumgarten und Kurt Arnold Goetz zur Uraufführung. Die komischen Verwicklungen, die aus dem Fund einer anzüglichen Holzplastik entstehen, erinnern an Sperris «Maulkorb» und boten beiden Verfassern die Möglichkeit, eine Reihe köstlicher Volkstypen der Vorkriegszeit lebendig werden zu lassen.

Uraufführung «Der Dorfmusikant» Das Deutsche Volkstheater Erfurt brachte Walter Sterns neue Operette «Der Dorfmusikant» zur Uraufführung. Das Libretto von Anton Maly und Bernhard Müller enthält einen gesunden, volkstümlichen Kern. Die Musik von Walter Stern, dem jungen Kapellmeister am Schweriner Staatstheater, der jetzt in der Wehrmacht steht, übertrifft bei weitem sein vorangegangenes Werk «Liebe lacht im Lärchenhof» und findet sogar völlig neue Reize. Es geht um einen jungen Geiger aus dem Böhmerwald, der in Wien beinahe sein Herz und damit den Weg zu den Höhen der Kunst verliert, schliesslich aber als Künstler und als Mensch sich zurechtfindet.

Herausgeber: Propaganda-Kompanie, Feldpostnummer 17007 Hauptchriftleiter: SdL. (2) Uwe Sass Einwendungen sind zu richten an die Fnr. 17007 Erscheinungsweise sechsmal wöchentlich



# Taschenbleistifte

Eine philosophische Betrachtung

Ich weiss, Sie haben einen Taschenbleistift. Ich vermute, Sie haben den Taschenbleistift nicht in der Tasche, sondern irgendwo. Wenn Sie den Taschenbleistift aber doch in der Tasche haben, so besitzen Sie ihn gewiss erst kurze Zeit; sie werden ihn geschenkt bekommen haben. Solche Bleistifte kauft man nicht selbst, sondern man erhält sie als Geschenk von einer lieben Hand. Sie sind kein Hauptgeschenk, sondern ein Nebengeschenk, Zuwaage für andre Geschenke.

In vielen Fällen werden Taschenbleistifte auch gefunden. Man findet sie in der eigenen Tasche, man weiss aber nicht, wie sie da hineingekommen sind. Von Diebstahl kann hier nicht gesprochen werden. Wenn man sie geschenkt bekommt oder zufällig bei sich findet, sagt man: «Ah, wie praktisch!» und schraubt etwas an ihnen herum.

Taschenbleistifte sind immer zum Schrauben. Daran erkennt man überhaupt einen Taschenbleistift. Das Technische ist sehr interessant an ihnen, und deshalb nimmt man sie erst einmal auseinander. Wenn man länger daran schraubt, fällt das schwarze Stängel raus, mit dem man schreibt. Vielleicht findet man es dann wieder auf dem Fussboden. Wenn nicht, tut man ein neues Stängchen hinein, das sich irgendwo in dem Bleistift in einer Geheimkammer aufhält.

Man hat mit so einem Bleistift zuerst alle Hände voll zu tun, und das ist schön, denn während dieser Zeit braucht man nicht mit ihm zu schreiben, sondern kann sich nur so mit ihm beschäftigen. Der Taschenbleistift besteht immer aus Materialien, aus denen Bleistifte sonst nicht bestehen, zum Beispiel aus Gold oder Silber oder Metallen, die so ähnlich aussehen wie Gold und Silber, und natürlich auch aus Pressstoffen. Was bestünde nicht heutzutage aus Pressstoffen! Niemals wird ein Taschenbleistift angespitzt, er darf gar nicht angespitzt werden, denn sonst wäre es kein Taschenbleistift, sondern ein ganz hundertjähriger, praktischer Bleistift.

Leute, die berufsmässig schreiben, wie Rechtsanwälte, Dramatiker und niedere Schriftsteller, schreiben niemals mit einem Taschenbleistift, weil sie keinen bei sich haben. Das versteht sich von selbst, denn Schreiber, Autoschlosser und Grobschmiede haben in ihrer Freizeit auch keine Taschenstifte, keinen Taschenschraubstock oder Taschenvorschlaghammer bei sich.

Selbstverständlich haben die Schriftsteller und die andern Schreibtischler massenhaft Taschenbleistifte zu Hause, die ihnen geschenkt wurden, damit sie sie benutzen, wenn ihnen zufällig mal unterwegs irgend etwas einfiele. Aber vielleicht fällt ihnen zufällig gar nichts unterwegs ein.

Je mehr Taschenbleistifte einer bei sich hat, desto weniger benötigt er sie. Da sind zum Beispiel die Buben, die immer einige Taschenbleistifte in dem reichhaltigen Sortiment ihres Tascheninhaltes bei sich tragen. Sie haben sich nichts aufzuschreiben. Sie haben die Bleistifte nur wegen des Technischen und wegen des Auseinandernehmens bei sich. Auf diese Weise werden die Taschenbleistifte verbraucht, sonst hätten sie ewigen Bestand, und wir würden in Taschenbleistiften ersticken. Die Buben vertreten im Haushalt der Technik die Stelle, die im Haushalt der Natur die Milben und Würmer und Käfer einnehmen, die Abgestorbenen wieder zu Erdkrume machen. Ich glaube, auf diese gemeinnützte Tätigkeit der Buben wurde bisher noch zu wenig hingewiesen.

Früher konnte man durch die Taschenbleistifte hindurchsehen. Wenn man das tat, sah man den Drachenfels am Rhein oder das Bad Elster oder den Wasserfall in Badgastein oder die Kurpromenade von Karlsbad oder die Peterskirche von Rom oder andre wichtige Stätten der Erinnerung. Jetzt kann man durch keinen Bleistift mehr hindurchsehen, weil das kitschig geworden ist. Ich bedauere es aufrichtig, denn ich habe auf diesem Weg viel von den Sehenswürdigkeiten der Welt zuerst kennengelernt, und die Taschenbleistifte erfüllten damit einen guten und belehrenden Zweck.

Walter Foltzick



Rittergut Hoske gehörte um die Jahrhundertwende dem Herrn von Kanich, nicht dem Kanich mit dem Buckel, nein, dem Kanich mit der rothaarigen Frau. Dieser Kanich sass mitsamt seinen dreitausend Morgen Krüppelkiefen, verschlammten Fischeichen, rüdiigen Schafen, krenzlahmen Gäulen, pfeifenden Ratten; mitsamt seinen leeren Scheunen, dumpfigen Ställen, muffigen Böden; mitsamt seinem diebischen Gesinde und den zänkischen Verwandten seiner rothaarigen Frau bis unter löchrige Dach in Schulden. Sogar der Truthahn, das verrückte Vieh, schimpfte: Tschulden, Tschulden, Tschuldenschulden!

«Frau, ich hole Planeten, silberne Schuppen, rote Propheten!» prahlte Herr von Kanich wieder mal und ritt — an jeder Schenke blieb der gescheite Gaul von selbst stehen — zum Bankier Möller in die Kreisstadt.

Bankier Möller sagte: «Nein!» Nun hatte Bankier Möller seine schwache Seite. Obzwar er miserabel schoss, denn vor lauter Geldzählerei waren seine Augen trübe geworden, war er ein leidenschaftlicher Jäger. Als Jagdgast war er gefürchtet, weil... nun, anno Toback sagten die Jäger: Schrot in der Treiberschwarze wützt die Jagd wie Pfeffer den Schinken! Eine Ansicht, die den Treibern je und je zu reaktionär war. Hatte Bankier Möller nur auf Treiber geschossen, halb so schlimm. — er schoss jedoch nach Schützen!... eben darum war er ein gefürchteter Jagdgast. Aber er hatte Passion.

Deshalb versuchte sich Herr von Kanich als Diplomat und liess vorsichtig das Stichwort «Auerhahn» fallen.

«Auerhahn?»  
«Auerhahn!»



«Donnerwetter, Herr von Kanich, — den für mich, den Auerhahn! Tja? Wenn ich ihn schiess, — könnt ich den Kredit um Tausend erhöhen — die Mühle bleibt Pfand.»

«Abgemacht!»  
«Abgemacht!»

Schmunzelnd ritt Herr von Kanich heimwärts. Vor Teichwarter Hauffens Kate hielt er seinen Schimmel an, winkte einem struppigen Kind und befahl: «Na, Jung, hol mal deinen Vater raus!»

«Vater, — Vater, der gnädige Herr is do!»  
«Wo denn?»  
«Nu hier!»

Hauffe kam. Eilig lief er, mit beiden Händen die Hose am Leibe haltend.

«Hören Sie mal, Hauffe, nächste Woche kommt der Bankier Möller einen Auerhahn schiessen.»

«Bankier Möller?» «Hm.»  
«Mit Respekt, gnädiger Herr, — der trifft nie, — der...»

«Weiss ich, weiss ich, — ich selbst werde den Hahn schiessen, — und Ihr Junge da, — ist ja ein kregles Kerlchen, — der wird mit dem Hahn auf den Baum klettern. Wenn dann der Möller schiess, wirft Ihr Junge einfach den Hahn runter. Verstanden?»

«Gnädiger Herr, gnädiger Herr, — das kann Se nich von mir verlang, das ni, das

ni, der Teichwarter zitterte, «der schiess mir mein Heinrich tot, — nee, nee, nee!»

Der Gnädige lächelte: «Nur keine Angst, ich lad dem Geldscheisser taube Patronen ins Gewehr, — hören Sie, Platzpatronen. Und wenn die Sache klappt, schenk ich Ihnen die Schilfpacht, nun verstanden?»

«Wann so is!» «Es is so!»

Der Teichwarter grinst dem Gnädigen nach: was doch die hohen Herren für Einfälle haben.

Die Kugel rollte.

Herr von Kanich schoss den Auerhahn. Der Teichwarter belehrte seinen Sohn.

«Alleene nich, alleene nich, Vater!» meinder ängstlich.

«Vielleicht macht Opfer Max mit?»

Krachend zerriss der Schuss den Morgen.

Mit einem Widerhall prasselte etwas aus der Höhe herunter, — verdammt, das war nicht der Auerhahn, — auch nicht der Max, — auch nicht der Heinrich, — das war ein praller grüner Rucksack! Weiss Gott, die Kerlchen hatten vergessen, den Auerhahn auszu packen.

So heiter dieser Scherz heiliger Einfalt scheinen mochte, so bitter war er für die Beteiligten. Knisternd vor Wut, blau vor Scham stielte der Bankier hinweg. Wie ein Karpfen schnappte der Teichwarter nach Luft und nach der entzangenen Schilfpacht. Auf die beiden Übeltäter fiel eine Tracht Prügel hernieder, dass die Landschaft rings wiederhulte vom Geschrei. Am schlimmsten ging es Herrn



Max machte mit.

Eines Morgens schnallte der Teichwarter seinem Jungen einen Rucksack auf den Rücken. Darinnen war der Hahn, «Komm, Heinrich, komm, Max!» Zu dritt stiefelten sie weit über die feuchten Wiesen. Durch Nebelrauch und Mückenschwärme führte der Weg zu einer Holzung hin, aus der, gesund und stark, eine dicht belaubte Eiche ragte.

«Marsch hinauf!»

Behende klonnen Heinrich und Max mit dem Rucksack gen oben. Von allen Blättern sprühte ihnen erfrischender, schmackhafter Tau entgegen, über Haar, Wimpern und Lippen träufte er.

«Versteckt euch gut, — so! Und wenn der Herrn kommt, dann rüttel a bissel, — ni zu sehn, ni zu sehn. Und wenns kracht, schmeisstr den Hahn runtr, ho?»

«Jo, jo — — mr wissen Bescheid!»

Der Teichwarter winkte kurz und verschwand.

Wie Hühner auf der Stange, schweigsam mit klopfenden Herzen, sass sich Heinrich und Max in den Astgabeln gegenüber, den Rucksack zwischen sich. Leise knackten die Aeste, und drüben im blinkenden Wasser am Schilfrand planschten einige Blasehühner.

Pferdegetrappel von der Strasse her kündete das Nahen des Jagdwagens. Frösche quarrten, und Vögel sangen, und immer geschah noch nichts, bis endlich endlich die Schritte der Jäger drunten im Gehölz knackten. Der Teichwarter führte.

«Dort, in der Fehel!» wies er so laut, dass der Bankier wütend «Pssst!» zischte.

In der Krone der Eiche rüttelte es, polierte es, grad als tanze ein kapitaler Hahn darin.

Der Bankier rückte seine Schiessbrille. «Ich sch nicht, gar nichts», klagte er verzweifelt.

«Halten Sie nur in die Krone, — so ist's recht, — schiessen Sie, schiessen Sie doch!»

von Kanich. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er eine Vision. Es war ihm, als zöge hinter dem flüchtigen Bankier her ein klappernder Schweif, ein klirrendes Heer blanker Planeten, silberner Schuppen, roter Propheten auf Nimmerwiedersahn davon.

## Eine unerbetene Medizin

### Der Stabsapotheker und die Krähenfüsse

Das war im Ersten Weltkrieg, irgendwo im besetzten Frankreich. Aus irgendeinem unbekanntem Grunde war die telephonische Verbindung zwischen dem Bataillon in der kleinen zerschossenen Stadt und dem rund zwanzig Kilometer rückwärts liegenden Regimentsstab unterbrochen. So entsandte der Regimentskommandeur einen Radfahrer mit einem schriftlichen Befehl an das Bataillon.

Der Major überbrachte das Schreiben, Major Lelvercorn öffnete es und fand eine Anzahl von Wörtern darin. Aber er versuchte vergeblich, sie zu entziffern. Der Kommandeur schrieb die unleserlichste Handschrift der Welt, und in der Eile war sie noch schlechter geworden.

Der Major rief seinen Adjutanten, dann drei weitere Offiziere — aber sie alle bemühten sich vergeblich um die Deutung der seltsamen Krähenfüsse. Schliesslich gaben sie es auf. «Das kann niemand lesen!» sagte der Adjutant und wischte sich den Schweiss von der Stirn.

Es war eine verzweifelte Situation. Gewiss, man hätte den Melder zurückschicken und um Aufklärung bitten können. Aber vielleicht war in diesem Schreiben eine sofort durchzuführende Anordnung enthalten, die eine derartige Verzögerung nicht duldet.

Plötzlich hatte Hauptmann Fiedler eine Idee. «Wozu haben wir denn unseren Pillendreher?» rief er.

## Parlamentäre

Der Alte Fritz gratuliert Laudon

Ein merkwürdiges Kriegereignis spielte sich während eines der Feldzüge zwischen den Armeen der Kaiserin Maria Theresia und Friedrichs des Grossen ab. Ernst Gideon Freiherr von Laudon, der Feldherr der Kaiserin, war als Kommandant in Gotha eingetroffen. Plötzlich erfuhr er, dass auf den südlichen Höhen preussische Reiteri gesichtet worden war. Da Laudon nicht die geringste Ahnung hatte, wie stark der Gegner war, wagte er keinen Angriff, doch schickte er mehrere Patrouillen aus. Da meldeten ihm die Vorposten auf dem Ziegenberg:

«Preussische Parlamentäre wünschen General Laudon zu sprechen.»

«General Laudon? Das muss ein Irrtum sein», sagte der Freiherr, der damals erst den Rang eines Obersten innehatte.

«Der preussische Offizier hat ausdrücklich betont, dass er zu General Laudon geführt zu werden wünsche.»

Laudon war sprachlos. In den dreizehn Kriegsjahren, seit er der Kaiserin diene, hatte er ja schon viel Merkwürdiges erlebt, aber Parlamentäre ohne vorangegangene Schlacht waren ihm doch noch nie entgegengetreten. Er gab Befehl, sie vorzuführen. Es kamen drei preussische Reiter, ihr Kommandant war ein Premierleutnant. Er überbrachte Laudon ein versiegeltes Schreiben des Preussenkönigs mit der Anschrift: «An General Laudon.»

Laudon erbrach nun die Umhüllung und hatte zwei Schreiben in der Hand. Das eine war in französischer Sprache abgefasst, es stammte von Friedrich dem Grossen, das zweite war von der Kaiserin Maria Theresia. Sie hatte ihn...

«...zur Bezeugung allerhöchster Zufriedenheit über geleistete Dienste und herzhafte Anführung des Seinem Kommando anvertrauten Detachements wegen ausnehmender Tapferkeit und Klugheit zum Generalmajor befördert.»

Das Schreiben des Preussenkönigs begann mit der Überschrift:

«Mon General! Es enthielt einen herzlich gehaltenen Glückwunsch zur Ernennung Laudons zum General, sowie die Aufklärung, wieso das Dekret der Kaiserin durch preussische Parlamentäre überreicht werde. Der kaiserliche Kurier, der die Ernennung hätte überbringen sollen, war nämlich von den Preussen gefangen genommen worden. Unter seinen Papieren hatte man nun das Dekret gefunden. Da der König die Verdienste seines grossen Gegners kannte und ihn sehr schätzte, wollte er ihm diese Ehrung nicht vorenthalten und hatte daher seine Parlamentäre geschickt.»

«Was für einen Pillendreher?» fragte der Major verblüfft.

«Ich meine den Stabsapotheker, Herr Major. So ein Apotheker kann das unleserlichste Zeug lesen. Die Herren Doktoren sind ja für ihre miserable Handschrift bekannt. Wie wäre es, wenn wir dem Stabsapotheker diesen Befehl vorlegten?»

Das schien allen ein guter Ausweg, und so erhielt eine Ordonnanz den Befehl, das Schreiben des Regimentskommandeurs zum Stabsapotheker zu bringen und ihn zu fragen, ob er es lesen könne.

Eine Viertelstunde verging. Dann war die Ordonnanz wieder da.

«Nun? Hat der Herr Stabsapotheker es lesen können?» fragte der Major voll Spannung.

«Jawohl, Herr Major. Er hat gesagt, ein Apotheker könne alles lesen.»

«Na, und?» rief der Major ungeduldig.

«Und der Herr Stabsapotheker liess dem Herrn Major einen guten Erfolg wünschen, sprach der Gefreite und stellte ein sauber etikettiertes Fläschlein mit einer grünen Flüssigkeit auf den Tisch...»

Es war nur gut, dass eine halbe Stunde später die Telefonverbindung wiederhergestellt war und der Befehl des Regimentskommandos telephonisch wiederholt werden konnte.

O. G. Foerster

## Die Geschichte eines Kompaniehundes

# PAUXXL

Es konnte nie restlos aufgeklärt werden, wo der Kanonier Exinger — der gar kein Kanonier war, sondern Batteriesattler — den Hund her hatte, von dem wieder der Spieß behauptete, dass er gar kein Hund sei, sondern ein Mistvieh. Jedenfalls verhielt sich der Tatbestand wie folgend: Eines Tages kam Exinger angetrieben mit einem kleinen, nassen Bündel. In seinen kolenschaufelgrossen Händen hielt er das Tierchen, hauchte es an und flüsterte ihm die zärtlichsten Worte zu. Er verzichtete auf seinen gewohnten Abendtrunk und kaufte Milch, die er dem hilflosen Wesen mit einem Löffel einflösste. Der Hund durfte in seinem Bett schlafen — kurz, er hatte ein herrliches Leben.

In der Stube herrschte die laute Stille eines Mannschaftsraumes. Alle schnarchten hingebungsvoll nach schwerem Tagewerk. Auf Exingers Brust lag Pauxl, der verwöhnte Liebling seines Herrn. Eine verhältnismässig lange Zeit blieb er ruhig. Dann aber wurde ihm der Frieden zu langweilig und er begann auf der breiten Brust des Knegers herumzukriechen. Dabei kitzelte sein Fell den Schlafenden, dass dieser aus seinen Träumen aufwachte. Der Kleine aber purzelte zu Boden.

Einen Augenblick nur schien er verblüfft, dann erhob er ein durchdringendes Geheul der Empörung, dass Exingers Nachbar zu fluchen begann. Ein anderer wurde wach. «Haut's doch die Bestie an die Wand!» rief er kalt.

Das war keineswegs tierliebend, zugegeben. Aber Pauxl hatte schon manche gestörte Nachtruhe auf dem Gewissen.

Noch einer wurde wach, redete gar nichts,

sondern griff nach einem Stiefel und schon sauste das schwere Kaliber in prächtiger Bahn in der Richtung des Gejauls. In der Finsternis verlor der Stiefel aber die Orientierung und landete irgendwo auf dem Kompanieschuster Pikalek.

«Ah, heilige Mutter Gottes!» stammelte der erwachend.

«Piekl, halt' den Mund, bet' bei Tag!» brummte ein Kamerad.

Exinger aber, der Vater allen Übels, lag still in seinem Bett und streichelte seinen Liebling.

«Wart', Hundsvieh, jetzt bring' i dich um!» fauchte Pikalek unheilverkündend und steig aus seinem Bett, Pauxl schwang dazu und sah nur interessiert auf den zürnenden Pikalek. Exinger aber war plötzlich hellwach.

«Was sagst da?»

Der Angreifer zog sich zurück. «A Ruh' will i hab'n,» zeterete er noch von seinem Lager her.

«I werd' dir gleich eine geb'n!» sagte Exinger nur und niemand wusste genau, was er ihm geben wollte, Ruhe oder...? Er zog den Hund liebevoll an sich und bald schliefen beide friedlich weiter.

So wuchs Pauxl heran und es war klar, dass er bei dieser Erziehung kein Musterhund werden konnte. Und er wurde es wirklich nicht, obwohl er unlegbar gute Anlagen hatte. Leider hielt er zum Spieß, das konnte ich am eigenen Leib verspüren. Als nämlich der Allgewaltige mir eines Tages erklärte, dass der Stall bei meiner Stallwache kein Stall, sondern ein Saustall sei, in dem höch-

stens Kanoniere, nicht aber militärische Rösser wohnen könnten, und als er sofort daraus die unerfreuliche Nutzenwendung zog, dass ich für vierzehn Tage auf meinen Ausgang verzichtet müsse, schnupperte Pauxl verdächtig an meinen Stiefeln herum. Als ich ihn nun mittels eines heimlichen Fusstrittes in die ewigen Jagdreden befördern wollte, schrie der Spieß: «Dazu drei Tage Arrest wegen Rührens in Achtungstellung!»

Pauxl hatte schon die erstaunlichsten Abenteuer hinter sich, als wir ins Feld zogen. Einmal, bei einer Besichtigung ging er sogar im Gefolge des Generals mit. Als der Adjutant ihn verschuechen wollte, sprang diese respektlose Kreatur ein paar Schritte weiter und ging mit hochgehobenen Schwanz an der Seite des Generals der sich später erfreut äusserte, dass die Gesichter der Mannschaft so heiter seien.

Das wahre Paradies begann für Pauxl aber erst, als wir in die Berge Norwegens zogen. Die Schifffahrt hatte ihm nicht sehr gefallen. Er war ebenso seckkrank wie wir alle. Als er aber auf dem Marsch in die unermesslichen Wälder seinem Freiheitsdrang keinen Zwang anlegen musste, da war er vernünftig wie ein Einsiedlerkrebs in der Trompetenschnecke. Wir bekamen ihn oft tagelang überhaupt nicht zu sehen. Dann erschien er wieder, verhungert, verdeckt, mit zerbissemem Fell und blutiger Schnauze.

Wir bezogen Stellung hoch oben im Feld. Eisige Stürme heulten von Nord und Ost heran. Es war wirklich nicht sehr gemütlich. Doch Pauxl fühlte sich wohl, tyrannisierte seinen Herrn, quälte uns und ärgerte die Chargen.

Eines Tages gebärdete er sich aber ganz besonders verrückt. Er lief auf uns zu, lief wieder weg, bellte wieder. Er sprang von einem zum anderen und sein Geheul machte uns alle rasend.

«Was hat denn das Vieh?» fragte unser Leutnant.

Wir zuckten die Achseln.

«Er weiss etwas», sagte Exinger, der ja seinen Pauxl kennen musste.

Der Offizier sah den Mann erstaunt an. «Wie meinen Sie das?»

«Der Hund hat etwas entdeckt», sagte Exinger bestimmt. «Man sollte einmal nachsehen!»

«Hm.» machte der Leutnant, «na, eine Aufklärungspatrouille könnte ja nicht schaden. Ein UO, und fünf Mann, los! Geländeführer: Pauxl!»

Die Männer brachen lachend auf.

Ernst kehrten sie zurück. Auf befehlmässigen Bahren trugen sie zwei schwerverletzte Kameraden, die in dem unsichtigen Gelände abgestürzt waren.

Am nächsten Tag wurde im Befehl verlesen: «... und ich spreche dem Kompaniehund Pauxl meine Anerkennung aus. Er bekommt eine Sonderration Wurst!»

Exinger war stolz und frass die Wurst, denn Pauxl zog lebende Kost vor.

Beim ersten Gefecht, das er mitmachte, erstarrte Pauxl fast vor Schreck. Als unsere Knarren losbrüllten, rührte er sich erst nicht viel, das kannte er ja vom Schiessplatz her. Als aber dann die gegnerischen Brocken heraneulerten und mit krachendem Gedonner einschlugen, jaulte er kurz auf und verlor sich dann winselnd. Nie hatten wir ihn so zutunlich gesehen. Zitternd drängte er sich an die Männer. Armer Pauxl! Keiner hatte Zeit für dich!

Aber seltsam! Rascher als wir selbst hatte sich das Tier an das Getöse, die Einschläge gewöhnt. Er verfolgte mit schiefem Kopf das Granatengehul und regte sich bald gar nicht mehr auf. Eines Nachts, als wir einem plötzlichen Feuerüberfall bekamen, hob er nur die Ohren, legte sich auf die Seite und schlief friedlich weiter.

Und dann kam der Tag, als es uns bös erwischte. Ein schwerer Brocken donnerte heran und landete zwischen unserem dritten und vierten Geschütz. Räder und Trümmer stoben

pfeifend auseinander, Menschen wälzten sich am Boden. In all dem brillenden Chaos glaubte ich ein gelendes Aufheulen herauszuhören.

Es war Pauxl. Er war zwar nicht getroffen, aber der ungeheure Luftdruck hatte ihn an einen Felsblock geschleudert. Da lag er. Tot? Wir wussten es nicht.

Exinger raste zu ihm hin. Wie eine Mutter über ihr Kind beugte er sich zu dem Tier nieder. Da donnerte ein zweiter Brocken heran und warf alles durcheinander. Diesmal hatte auch Exinger etwas abbekommen. Wie ein Klotz schlug er neben Pauxl hin. Er stöhnte schwer.

Unsere Batterien hatten den Gegner endlich zum Schweigen gebracht und die Sanitätsmannschaften konnten sich um die Verwundeten kümmern. Als sie Exinger auf die Bahre hoben, bat er: «Den Hund! Gebt mir den Hund mit!»

Da legte ihm einer den Hund in den Arm. Und bei der Sanitätsstation sagte er nur immer wieder: «Den Hund! Bitte, Herr Regimentsarzt, erst den Hund!»

Dabei hatten seine Augen einen so bettelnden Blick, dass der Arzt wirklich nach dem Tier griff. Aber da war nichts mehr zu machen.

«Ja, mein Lieber,» sagte er zu dem Soldaten, «Ihr kleiner Freund ist tot.»

«Tot?» murmelte Exinger. Dann nichts mehr. Er wurde bewusstlos, als ihm der Arzt den Notverband abnahm.

Wir anderen aber haben den Pauxl begraben und dem Exinger ins Heimatlazarett ein Bild von dem Grab geschickt. Er soll darüber tief gerührt gewesen sein. Und alle mussten die Bilder anschauen, wo Pauxl darauf war. Andere Aufnahmen hatte er nicht und andere hätten auch gar kein Interesse für ihn gehabt. Allen Kameraden erzählte er, wie Pauxl in Norwegen geblieben war.

Walter Meditsch





# SPORTSCHAU DER HEIMATGAUE

## Jahresbestleistungen am laufenden Band

Ein erfolgreicher Tag der Leichtathleten

### Fussballkämpfe des Sonntags

In Hamburg: Hamburg — Berlin (Gaukampf) 1:3 (0:3).  
 In Würzburg: Mainfranken — Hessen/Nassau (Gaukampf) 5:4 (0:4).  
 Pommern (Pommern-Pokal): LSV Pütznitz — Marine Flak Swinemünde 3:2, Stettiner SC — Reichsbahn Stettin 4:1, VfB/Reichspost Stettin — LSV Stettin 1:5.  
 Berlin/Mark Brandenburg (Tschammerpokal-Zwischenrunde): Spandauer SV — Berliner SV 1892 (Sbd) 4:2, Tasmania — Wilmsdorfer SC 5:3, Norden Nordwest — SG Oranienburg 1:4, Hertha/BSC — Weissensee 1900 7:9, Wacker 04 — Preussen 6:0, Blau Weiss 90 — Marathon 02 4:0, Spandauer SV — VfL Schöneberg 3:7, Kickers — Minerva 93 0:5, Reichsbahn SG — SGOP Berlin 2:2, Luft-hansa — Post SG 3:3, Stern 89 — Berliner SV 1892 2:3, SC Charlottenburg — Tennis Borussia 3:3, VfB Fantrow — Alemania-Hardhorst 3:2.  
 Sachsen (um den Mutschmann-Pokal): MSV Borna — Fortuna Leipzig 1:3, Wacker Leipzig — VfB Leipzig beim Stande 1:2 abgebrochen, Preussen Chemnitz — Planitzer SC 2:3 nach Verl., SGOP Chemnitz — BC Hartha 1:2, Aufstiegsreihe: Guts Muts Dresden — Tura 99 Leipzig 5:3, Post SG Chemnitz — Zwickauer SG 2:1, Dresdener SC — Reichsbahn SG Dresden 5:0.  
 Mitte: Wacker Halle — 1. SV Gera (MS) 3:1, Wacker Gotha — Universität Leipzig (FS) 2:3, Wittenberg 07 — Dessau 05 (Tschammerpokal) 1:3, 1. SV Jena Jena — LSV Rudolstadt 1:1.  
 Hamburg: Union — FC St. Pauli (FS) 2:1.  
 Südhannover/Braunschweig (um den Eisernen Lorbeer): Braunschweig — Wolfenbüttel 2:3, Göttingen — Alfeld 12:0, Hannover — Kalenberg 4:1, Hildesheim — Gandersheim 6:2.  
 Westfalen: Preussen 07 Bochum — Schalke 04 (Tschammerp.) 0:5.  
 Niederrhein (Tschammerpokalspiele): Rotweiss Oberhausen — Eller 04 3:2, Union Krefeld — Bayer Leverkusen 2:3, BV Osterfeld — Schwarzweiss Essen 3:5.  
 Köln/Aachen (Tschammerpokalspiel): Phoenix Ehrenfeld — VfR Köln 5:2.  
 Hessen/Nassau (Rhein-Main-Preis): Rotweiss Frankfurt — Union Niederrad 3:3.  
 Baden: VfR Mannheim — Phoenix Mannheim (Tschammerp.) 11:0, Dalmier Benz Mannheim — SV Waldhof (FS) 3:4 nach Verl., SV Rohrhof — VfL Neckarau (FS) 2:3.  
 Elsass (Tschammerpokalspiel): TuS Schweighausen — RSC Strassburg 0:5.  
 Württemberg (Tschammerpokalspiel): Sportfreunde Stuttgart — SC Böblingen 1:3, SC Schwanningen — Stuttgarter Kickers 0:7, VfB Stuttgart — Stuttgart SC 5:3, TSG 46 Ilm — SV Göttingen 3:1, FC Zuffenhausen — VfR Aalen 0:7, SV Feuerbach — TSV Heutingsheim 7:3.  
 Bayreuth: RSG Weiden — FC Bamberg (MS) 2:2, Jahn Regensburg — Bayern Hof (MS) 3:0.  
 München/Oberbayern: FC Bayern — SC Bajuwaren (MS) 8:0, 1860 München — Wacker München (MS) 2:0.  
 Donau/Alpenland (Tschammerpokalspiele): Vienna Wien — Admira 6:1, Wiener AC — Austria 6:3, Floridsdorfer AC — Kapfenberg 3:0, Wiener SC — Reichsbahn St. Pölten 7:2.  
 Niederschlesien (Tschammerpokalspiel): Breslauer Wehrmacht — LSV Reinecke Brieg 5:3.

### Ein Spieltag der Überraschungen

Unerwartete Ergebnisse auch im Tschammerpokal

Was der Berliner Fussball-Gaumannschaft auf dem Boden der Reichshauptstadt nicht gelang, das glückte ihr am Sonntag in Hamburg. Die Hanseaten-Mannschaft wurde 3:1 (3:0) vor 20 000 Zuschauern auf dem Viktoria-platz geschlagen. Eine prächtige Mannschaftsleistung und eine alte Berliner Eigenart, eine schwungvolle erste Halbzeit, brachten den Sieg zustande, der bis zur 45. Minute durch Treffer des Linksaußen Strassburg (9. Minute), Berndt (23. Minute) und abermals Strassburg (37. Minute) bereits sichergestellt wurde. Nach der Pause liess das Tempo der Berliner merklich nach. Hamburgs bisher stark zerrissene Mannschaft fand sich etwas und kam durch Rechtsaußen Dörfel zum Ehrentreffer. Thiele im Berliner Tor hielt einen Strafstoss von James und stach Jürissen auf der anderen Seite aus. Neben einer zuverlässigen Deckung und einem guten Innen-torio verfügte Berlin vor allem über ausgezeichnete Flügelstürmer.  
 Die mainfränkische Fussball-Gaulelf errang innerhalb acht Tagen den zweiten grossen Erfolg. Nach dem 8:0-Sieg über Nürnberg-Fürth siegte Mainfranken vor 3000 Zuschauern in Würzburg mit 5:4 (0:4) Toren über die starke Auswahl von Hessen-Nassau, die das Heft während der ersten Hälfte völlig in der Hand hatte.  
 In den Tschammer-Pokal-Spielen, die in den einzelnen Sportgaue durchgeföhrt wurden, musste sich eine ganze Reihe von starken Mannschaften, denen man Siege zugestrahlt hatte, schlagen lassen. Ein Verein wie

der bisherige Deutsche Meister Schalke 04 konnte sich natürlich mit 0:5 überlegen gegen Preussen 07 Bochum durchsetzen, aber Niederlagen von VfR Köln mit 2:5 gegen Phoenix-Ehrenfeld und von Sportfreunde-Stuttgart mit 1:3 gegen SC Böblingen sind doch als ziemlich starke Überraschungen festzuhalten. In diese Linie fällt auch das Ausscheiden des Berliner Fussballmeisters BSV 92 mit 2:4 gegen den Spandauer Sportverein; hier musste der BSV im Wiederholungsspiel die Waffen strecken. Allerdings hatte er zwei seiner besten Spieler an die in Hamburg an-tretende Berliner Stadtelie abgegeben.  
 Bei den Tschammer-Pokal-Spielen in Wien waren die Ergebnisse erwartungsgemäss. Der alte und neue Meister Vienna konnte Admira hoch 6:1 schlagen und damit seine Glanzform für die kommenden Endspiele der Deutschen Fussballmeisterschaft beweisen. Der Wiener Athletikklub gewann gegen Austria dagegen nur 6:5, Floridsdorf gegen Kapfenberg 3:0 und Wiener Sport-Club gegen Reichsbahn St.-Pölten 7:2.

An weiteren Ergebnissen wären zu nennen: Blauweiss Berlin gegen Marathon 6:0, VfR Mannheim gegen Phoenix-Mannheim 11:0, Stuttgarter Kickers gegen SC Schwanningen 7:0 und VfB Stuttgart gegen Stuttgarter Sport-Club 5:3, Bayern-München gegen Bajuwaren 8:0, München 1860 gegen Wacker-München 2:0, Jahn-Regensburg gegen Bayern-Hof 3:0, Rotweiss Frankfurt gegen Union Niederrad 3:3.

### Reinecke Brieg musste ausscheiden

Die Zwischenrunde zur Deutschen Handballmeisterschaft

Die Spiele der Zwischenrunde für die Deutsche Handballmeisterschaft brachten nach zum Teil harten Kämpfen die im allgemeinen erwarteten Ergebnisse. Es siegten:  
 Waldhof-Mannheim gegen Ordnungspolizei Recklinghausen 6:3,  
 MTSV Schweinfurt gegen TV Milbertshofen 10:9,  
 Ordnungspolizei Hamburg gegen SG Dresden 11:9 n. Verl.,  
 Berliner HLC gegen LSV Reinecke Brieg 9:6.  
 Der Niederschlesienmeister LSV Reinecke Brieg, der in den vergangenen Jahren immer in der Vorschussrunde zu finden war, scheiterte diesmal auf eigenem Platz vor 3500 Zuschauern an dem technisch ausgereiften Können des Berliner HLC, der mit 9:6 (4:4) Toren siegte. Die Brieger Flieger konnten den Kampf zwar bis zur Pause offen halten, mussten dann aber die an Schnelligkeit überlegenen Berliner ziehen lassen.

Das Mannheimer Zwischenrundenspiel zwischen SV Waldhof Mannheim und SGOP Recklinghausen liess viel zu wünschen übrig. Die westfälischen Polizisten, die in Mittelstürmer Becker ihren besten Spieler hatten, fielen nach gutem Start bald ab und verloren mit 3:6 (1:4) Toren. Waldhof beherrschte sehr bald die Lage. Reinhardt erzielte vier Treffer für Mannheim, ehe Rühl ein Gegen-tor anbringen konnte. Zimmermann warf nach der Pause noch zwei Tore für Waldhof, schied dann aber verletzt aus. Sein Fehlen liess die Waldhöfer schwächer werden, so dass Recklinghausen noch zwei Tore aufholen konnte.  
 Auch in Schweinfurt wurde hart um den Sieg gekämpft, den die Platzherren MTSV Schweinfurt mit 10:9 Toren über den Münchener Meister TV Milbertshofen davontrugen. Zwar gingen die Gäste in kürzester Frist

2:0 in Führung, schon bis zur Pause schafften aber die Schweinfurter Soldaten eine 8:6-Führung, die sie mit einem Tor Vorsprung bis zum Schluss gegen die Angreifer der Münchener verteidigen konnten.

Die Dresdener Begegnung brachte dem Meister von 1941, SGOP Hamburg, in letzter Minute durch Mittelstürmer Theilig den Ausgleich und die Gunst der Verlängerung, in der die Hamburger mit 11:9 (7:7, 3:5) über die SG Dresden siegreich blieben. Zehntausend Zuschauer erlebten ein spannendes Spiel, das bis zur Pause Dresden verdient 5:3 und bis eine Minute vor Schluss noch 7:6 in Führung sah. Nach dem Ausgleichstreffer Theiligs, der von den elf Toren allein sechs erzielte, setzte sich das bessere Stehvermögen der Hamburger klar durch, so dass sie bis auf 10:7 davonziehen und schliesslich 11:9 gewinnen konnten.

### Nur Runge behielt den Titel

Die neuen deutschen Boxmeister

In der ausverkauften Stadthalle in Kassel wurden in Anwesenheit von Gauleiter Weirich die deutschen Amateurboxmeisterschaften abgeschlossen. Im Fliegengewicht nahm Obermaier den Titelverteidiger Koschir den Titel ab, Otto Götzke trat im Bantamgewicht das Erbe von Dietrich an, im Federgewicht siegte in Abwesenheit von Strangfeld Altmeister Schöneberger. Im Leichtgewicht wurde kein Titel vergeben, Titelverteidiger Schneider unterlag im Weltgewicht Herchenbach. Imbsweiller erkämpfte im Mittelgewicht den einzigen K. o.-Sieg, Mittelgewichtsmeister Pepper holte sich in diesem Jahr den Halbschwergewichtstitel, und Runge war wieder Bester im Schwergewicht.

Der Meister von 1940, Nikolaus Obermaier, hatte im Fliegengewicht keine Schwierigkeit, den Essener Titelverteidiger Koschir zu schlagen; sein Endsieg stand nie in Frage. Otto Götzke kämpfte im Bantamgewicht zunächst vorsichtig, doch wurde der Münchener Kirner von Runde zu Runde schwächer und überliess dem Hamburger den Titel. Der Berliner Taubeneck vermochte die grössere Reichweite des neuen Meisters im Federgewicht Schöneberger nicht zu überwinden.

Im Leichtgewicht wurde kein Meistertitel vergeben. Meister Nürnberg konnte in der ersten Runde gegen den vorjährigen Jugendmeister Biehler nicht durchkommen, ging in der zweiten Runde zu heftig an und landete einen Tiefschlag. Auf seine Disqualifikation folgte jedoch die Feststellung, dass Biehler Übergewicht hatte und so nicht Meister werden konnte.

Im Weltgewicht bekam der in der Vorschussrunde unterlegene Titelverteidiger Lt.

N. Schneider durch die Erkrankung von Heese, der sich bis zur Endrunde durchgekämpft hatte, noch einmal die Chance eines Titelkampfes, die er aber gegen Herchenbach nicht wahren konnte. Knapp aber klar wurde Herchenbach der neue Meister. Im Mittelgewicht wurde der Wiener Imbsweiller neuer Titelhalter. Er brachte den einzigen K. o.-Erfolg der Endrunden zustande, indem er den Hamburger Riemann, der schon in der zweiten Runde schwach wurde, mit einem Magentreffer für die Zeit zu Boden schickte.

Im Halbschwergewicht holte sich der vorjährige Mittelgewichtsmeister Pepper den Titel durch einen Punktsieg über Kleinwächter, der angenehm überraschte und einen ausgeglichenen Kampf lieferte. Noch nie hat Pepper so schwer um einen knappen Punktsieg kämpfen müssen. Auch der Berliner Kleinholdermann gegen Meister Runge im Schwergewicht glänzend in Fahrt. Nach erbittertem Schlagwechsel wurde dem technisch besseren Runge der Sieg zugesprochen.

Bei den Begegnungen der Vorschussrunde gab es bis zum Mittelgewicht hinauf durchweg knappe Punktsiege. Dagegen schlug der Berliner Halbschwergewichtler Kleinwächter den Wiener Zwazl schon in der zweiten Runde entscheidend. Noch überlegener war im Schwergewicht der Berliner Kleinholdermann, der mit dem Danziger Wegner schon in der ersten Runde fertig wurde.

Auch der zweite Teil der Vorschuss-Rundenbegegnungen verlief den Erwartungen entsprechend. Die einzige Ausnahme bildete die Niederlage des oberschlesischen Titelverteidigers Schneider im Weltgewicht durch Hesse, der sich mit pausenlosen Angriffen und Schlägen den Punktsieg sicherte.

macht sich schon beim Training, ganz besonders aber im Wettkampf und beim Streben nach Leistungen bemerkbar. Ehrgeiz, Anspannung durch sich selbst oder von aussen her, aber auch Erbitterung, Wut und in gleicher Weise Einflüsse von anderer Seite haben genügend die Grundlage für besondere Leistungen abgegeben oder sind die Ursache zu einem hem und energischem Wollen und damit zu Durchhalten.

Wie oftmals im Leben ist auch im Sport das Innehalten der goldenen Mittelstrasse von Vorteil. Es ist nicht gut, wenn man wenig oder gar keine Leibesübungen treibt, ebenso wenig dienlich ist aber ein Überstreben. Während Nichtübung verkümmern lässt, schon eine schwache Übung oder eine wiederholte Übung die Kräfte fördert, bringt eine planvolle und zielbewusste Übung ein Höchstmass von Leistung hervor. Auf der anderen Seite lähmt und schädigt eine übertriebene Beanspruchung den ganzen Menschen. Wichtig ist auch die sogenannte Pausenwirkung im Sport, d. h. das Einschalten von Ruhepausen im richtigen Augenblick.

Idealtyp des Sportlers ist nicht derjenige, der sich ganz spezialisiert und seine körperlichen Kräfte nur einseitig ausbildet, sondern der Mehrkämpfer, der vielseitig durchtrainierter Mensch. Auf gleicher Linie liegt die Forderung, nicht nach der Quantität der Leistung, sondern nach der Qualität zu streben. Umgekehrt ist es vom volkischen Gesichtspunkt aus wertvoller, möglichst alle Volksgenossen zu einer bestimmten Durchschneidungleistung zu bringen, als einige wenige gut veranlagte Höchstleistungen. Diese sind am wertvollsten, wenn sie aus der breiten Masse herauswachsen und nicht nur das Produkt besonderer günstiger Verhältnisse sind.

### Gute Jugend-Leichtathleten

Überdurchschnittliche Leistungen gab es am Sonntag von Angehörigen der Hitler-Jugend auf dem Reichssportfeld zu sehen. Wolter (DSC) holte sich die 100 m in der Jahresbestzeit von 10,9 Sekunden, und bei den Mädchen war es Hella Grünberg (DSC), die mit 12,7 Sekunden eine gute Leistung vollbrachte. Die 52,3 Sekunden der viermal 100 m-Mädchenstaffel des DSC stellen ebenfalls eine neue Jahresbestzeit dar. Die DSC-Jugend gewann den Vereinskampf gegen Lobositz mit 10 405,67: 611,81 Punkten. Die Mädels des DSC erzielten im ersten Durchgang zur deutschen Jugend-Vereinsmeisterschaft 11 173,34 Punkte gegen 9 783,5 Punkte der Berliner Turnerschaft.

### Heinröm finnischer Geländemeister

Finnlands Meisterschaft im Querfeldeinlauf wurde in Helsinki entschieden. Evert Heinröm gewann den Titel in 29:48 für die 9 km gegen 78 Konkurrenten. Heino wurde in 29:59 Zweiter vor K. Jekuri in 30:11.

### Zwei Radrennen am Sonntag

Als Rundstreckenradrennen wurde «Der grosse rechtsrheinische Strassenpreis» über 50 Runden (75 km) ausgetragen. Sieger wurde der Bielefelder Hölthofer in 2:17:38,4 vor Stalmans (Eupen), der mit 1/2 Länge im Endspurt geschlagen wurde. Die weiteren Plätze belegten L. Schmid (RRVG Köln), Keutgens (Aachen 09) und Odenthal (VKS).

Auf einer 1100 m langen Rundstrecke in Leipzig wurde der «grosse Diamant-Preis» über insgesamt 50 km ausgetragen. Als Sieger ging der Berliner Schwarzer (WH) in 1:15:16,8 mit 57 Punkten vor Weissbrod (Leipzig) mit 43 P. hervor. Dritter wurde der Chemnitz-er Thoss mit 20 P. vor Fritzsche (Chemnitz) mit 16 P., Schiffer (Leipzig) mit 16 P. und Günther (Chemnitz) mit 10 P.

### Eine Million Rettungsschwimmer in 30 Jahren ausgebildet

Anlässlich ihres 30jährigen Bestehens hat die Deutsche Lebens-Rettungs-Gemeinschaft ihre leitenden Männer zu einer DLRG-Führerschulung nach Stuttgart berufen, wo am 5. Juni 1943 der erste Aufruf zur Gründung der DLRG veröffentlicht worden ist. Höhepunkt der von fachlichen Vorträgen ausgefüllten Tagung war eine grosse öffentliche Kundgebung in Anwesenheit führender Männer des öffentlichen Lebens. Der Führer der Deutschen Lebens-Rettungs-Gemeinschaft, 44-Gruppenführer und Generalleutnant der Waffen-44 Breithaupt, gab eine Rückschau auf die Entwicklung der Lebens-Rettungs-Gemeinschaft und ihre in 30 Jahren geleistete vorbildliche Arbeit. Den Anstoss zur Gründung hatte seinerzeit das grosse Unglück in Binz auf Rügen gegeben, wo ein Seesteg unter der Menschenlast zusammenbrach und viele Männer, Frauen und Kinder den nassen Tod erliden mussten, weil der grösste Teil von ihnen und auch der Zeugen jenes Unglücks des Schwimmens nicht kundig war. Seither haben rund eine Million Rettungsschwimmer ihre Prüfungen abgelegt, und allein 1942 wurden mehr als 15 000 Urkunden über bestandene Rettungsschwimmer-Prüfungen ausgehändigt. Dann verkündete der DLRG-Führer die Gründung einer DLRG-Führerschule in Stuttgart und gab die Zusammenfassung der aktiven Rettungsschwimmer im «Freiwilligen Rettungsschwimmer-Korps der DLRG» bekannt.

### Nationalspieler Urban gefallen

Im Osten fiel für Führer und Volk im Kampf gegen den Bolschewismus der Fussball-Nationalspieler Urban, Linksaußen in der Meisterei von Schalke 04. Er war einer unserer begabtesten Fussballtalente und lange Zeit Deutschlands schnellster und bester Stürmer auf dem linken Flügel. Durch seine sportliche Haltung ein Begriff geworden, fiel er, kaum von einer Verwundung genesen, im Kampf.

### Der neue dänische Fussballmeister

Wie in Italien Turin und in der Schweiz Grasshoppers Zürich, so brachte jetzt auch in Dänemark eine Fussballmannschaft Meisterschaft und Pokal an sich. Im Endspiel um die dänische Meisterschaft standen sich vor 22 000 Zuschauern AB Kopenhagen und Kopenhagen Boldklubben gegenüber, das vom Pokalsieger AB 21 (1:1) gewonnen wurde.



Sport auch in der HKL! Aus einfachsten Mitteln sind die Sportgeräte hergestellt. Wir sehen hier den Hoch- und Stabhochsprung, ein lustiges Rempeln und sogar etwas von einem Boxkampf — und alles macht besonders den Zuschauern viel Freude. (Aufnahmen: PK-Foto 1944)